

(Nachdruck verboten.)

14]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

Sie alle aber sind sammt und sonders wohl erfahren in allen Künsten des Handwerks, sie verstehen sich meisterlich auf die Kniffe und Schwindelmanöver, die das Geld der Anderen in ihre eigenen Geldschränke hinüberleiten. Sie alle befehligen sich des Betruges und des Diebstahls, soweit sich die Sache im Rahmen des Gesetzes machen läßt, und demzufolge sind sie auch alle untrügliche Meister in der Kunst, dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen und sich mit geriebenen Gaunerschläichen durch die Maschen des Strafgesetzbuches zu winden. Reich sind sie alle genug, aber in ihrer unerfättlichen Geldgier möchten sie gern noch immer reicher werden. Die jungen Erben tragen schon die müde Ueberspanntheit zur Schau, die das Ergebnis vorzeitiger Sorge und Aufregung ist. Sie haben schon die Greifenstirn stumpfsinniger Lebemänner, die in Genußsucht und verwickelter Rechenarbeit ein Uebriges gethan haben. Obgleich sie sich im Gesellschaftsalon bewegen, beobachten sie einander trotzdem mit aufmerksamen Blicken, als ob es sich für jeden darum handelte, den anderen zu überlisten und hineinzulegen.

Und wie bei den Männern, so trifft man auch bei den Frauen dieselbe Gleichförmigkeit und berufsmäßige Aehnlichkeit. Nur die Verschwiegenheit des hunschedigen Toilettenfirlefsanz verdeckt und verkleidet das allen gemeinfame Wesen. Dicke Mama's schwitzen in ihren enggeschürzten Korsetts, gallüchtige alte Weiber scheinen eine anstrengende Fastenzeit durchgemacht zu haben, obgleich der Preis der blinkenden Edelsteine, die auf ihren Fingern funkeln und flimmern, ausreichen würde, ein halbes Hundert armer Familien zwei Jahre lang zu nähren. Was die jungen Mädchen anbetrifft, so begegnet man langen, mageren, frühreifen, naiven, schlanken, drallen, blonden, brünetten, sentimentalen, lachlustigen und verzierten Modepuppen. Ihre Sinne sind wohl verfeinert, aber ihr Gefühlsleben begrenzt der engste Horizont. Um ihren Freundinnen den Rang abzulaufen, befehligen sie sich in ihren gesellschaftlichen Beziehungen derselben Raffinirtheit, die ihre Väter, Brüder und Männer bethätigen, wenn es sich darum handelt, einem Konkurrenten ein Bein zu stellen. Und ihre Unterhaltung? Sie bewegt sich in den ausgefahrenen Geleisen banalsten Zeitungstratsches.

Die Gesellschaft hat sich inzwischen vollzählig eingefunden, und Regina, die Schneiderin, Kammerzofe, Friseurin und Felicitas mit allen Reizen geschmückt haben, durchschreitet am Arm ihres Vaters die menschenerefüllten Salons. Unter allen den ernsten Herren, die sich mit ihm in gleicher Stellung befinden, scheint Herr Dobouziez der jüngste und wenigst verdrießlichste, wenigstens heute Abend, wo der Widerschein des Vaterglücks die sonst von sorgender Arbeit verdüsterten Züge sonnig erhellt. Trotzdem hindert ihn diese freudige Erregung nicht, bei der Vorstellung seiner Tochter auf die gesellschaftliche Rangordnung schuldige Rücksicht zu nehmen.

Bei Gina's Erscheinen geht ein Raunen und Murmeln beifälliger Bewunderung durch die Menge. Laurent würde sich vor Entzücken nicht zu lassen wissen, wenn er die Koufise heute sehen könnte! In dem aus Mouffeline und weißer Florseide zusammengefügten Kleid, das eine Unzahl glitzernder Silberpünktchen übersät, Haar und Brustauschnitt mit Nagelglöckchen und Bergihmeinnichtsträußchen geschmückt, erscheint ihre regelmäßige Schönheit mit den untadeligen Linien als das Idealbild der Vollendung, dessen harmonisches Ebenmaß einen Bildhauer um Sinn und Verstand bringen könnte. Diese großen schwarzen Augen, diese rothen feuchtschimmernen Lippen, dieses edelgeschnittene Gesicht, das an eine antike Gemme gemahnt und von dem rebellischen Gelock des ippigen Haars umrahmt wird, finden in den schwellenden Formen des Nackens und der Schultern sinngefälligste Ergänzung.

Die kleinen koketten Bleistifte, die so kurtig über den satirierten Eisenbeinarten der Ballkanten eilen, haben inzwischen ihre Arbeit beendet. Die Schönen zeigen einander tuschelnd die Liste ihrer Tanzverpflichtungen, ärgern sich heimlich, denselben Namen zu finden und trösten sich nur wieder bei der Wahrnehmung, daß dieser Name auf der Karte der lieben Freundin weniger oft vertreten ist wie auf der eigenen.

Die jungen Herren Saint-Jardier sind sehr begehrt. Sie duzen alle Herren und sind in alle jungen Mädchen verschossen. Aber in erster Linie sind es doch die kleinen Vanderlings, die es ihnen besonders angethan haben. Die weit ausgeschnittene Weste dieser Salonlöwen ist so wenig zugeknöpft wie ihr Mund, der von witzigen Bemerkungen überfließt. Sie amüsieren sich augenscheinlich aufs Beste und geruhen, ihr Urtheil über den Abend in die Worte zusammenzufassen, „daß es fast ebenso schön wie auf dem letzten Ball beim Grafen d'Hambergina ist“. Ihr würdiger Erzeuger, der sich in seinen Gesellschaftsanzug nicht sonderlich behaglich fühlt, schwadronirt und suchte mit den Armen herum, als wenn er es mit seinen Fabrikarbeitern zu thun hätte.

Angela und Cora tragen mit kecker, jungenhafter Ungeirtheit die auffallenden, auf die effektvolle Blendwirkung berechneten Toiletten, die der Kombinationsgabe ihrer Mutter ihr Entstehen verdanken. Frau Vanderling, die Tochter eines reichgewordenen Kunstschlers aus dem Faubourg Saint-Antoine in Paris, sieht auf die Klauente und Richtpariser mit hochmüthiger Mißachtung herab. Nur Gaston und Athanase Saint-Jardier de la Bellone, die doch wenigstens in Paris erzogen worden waren, finden noch Gnade vor den Augen der Pariserin, wie Frau Vanderling gemeinhin genannt wird. Kaum hatte sie bemerkt, daß die beiden Stutzer ihre Töchter mit Auszeichnung behandelten, als sie es sich auch angelegen sein ließ, Angela und Cora zu entschlossenem Vorgehen anzuhalten. Die Kleinen, herausfordernden Fräuleins sind nicht umsonst bei ihrer Mutter in die Schule gegangen, die sich auf solche fein eingefädelte Liebesintrigen wie eine gewerbsmäßige Stupplerin versteht, und lassen ihren schmachtenden Seladons so wenig Ruhe, daß es fast so aussieht, als ob das Bild den Jäger verfolgt. Ihr Vater, der berühmte Vanderling, eine Pterde der Antwerpener Juristenschast, überläßt seiner lieben Frau gern die Sorge, die Töchter an den Mann zu bringen, er hat sich in das kleine Spielzimmer zurückgezogen und berichtet seinen aufhorchenden Zuhörern zwischen zwei Whistpartien ausführlich über die neueste Liebestragödie, deren Felder er demnächst vertheidigen soll. „Eine ganz ungeheuerliche Geschichte im Genre Lord Byron, so etwas wie Lara oder der Korsar in die nackte Wirklichkeit übertragen!“ bemerkt er, während er mit der Rechten seinen langwallenden Apostelbart liebevoll streichelt, eine Gebärde, die er einem alten französischen Advokaten, der als Verbannter des Kaiserreichs nach Antwerpen gekommen war, abgeguckt hat.

Da ist auch Herr Freddy Béjard in Begleitung des unvermeidlichen Dupoissy, seines Schattens und Strohmannes, wie ihn die bösen Västerzungen zu nennen belieben. Herr Dupoissy ist der Planer, der seine Wärme und sein Licht von der Sonne Béjard empfängt. Alles, was ist, verdankt er dem allmächtigen Rheder. Die Geschäftsfreunde würden in nicht geringe Verlegenheit gerathen, wenn sie klipp und klar die „Branche“ bezeichnen sollten, in der Eloi Dupoissy eigentlich thätig ist. „Macht“ er in Getreide, Kaffee oder Zucker? Je nun, er „macht“ in allem und in keinem. Wenn man ihn allein trifft und ein Gespräch mit ihm anknüpft, wird er sich unweigerlich nach zwei Minuten mit besorgter Miene nach dem Verbleib seines Herrn und Meisters Béjard erkundigen. Im Kiewasser seines Gönners segelnd, ist es ihm geglückt, sich überall Eintritt zu verschaffen. Dieser Handlanger schreckt vor keinem Auftrag zurück, mit dem ihn der allmächtige Rheder betraut. Wenn der speichelleckerische Viedermann und aalglatte Schleicher den Mund aufmacht, muß man unwillkürlich an einen fangeswüthigen Karpfen denken, der sich in Positur setzt, um ein Beranger'sches Vied anzustimmen. Dupoissy stammt aus Sedan und will dort Tuchfabrikant gewesen sein. Zur weiteren Charakteristik des Mannes sei noch erwähnt, daß er von dem kleinen Lande, das ihm Gastfreundschaft gewährt, in jenem nachsichtigen Gönner-ton spricht, der im Munde der Vertreter der „großen Nation“ so verlegend klingt. Er glaubt sich im eigenen Haus, wie Tartuffe bei Orgon, mischt sich in alles, macht in Lokalpatriotismus, wettet gegen die böse moderne Literatur und verbricht hier und da einen Journalartikel.

Dupoissy tanzt nicht, sondern rühmt, während sein Beschüßer schneidig das Tanzbein schwingt und mit Regina

herumspringt, vor den Zuschauern die Zaubermacht Terpsichore's und ergötzt sich mit dem lüsteren Schnalzen eines feisten Schwunges in schlüpfrigen Jugenderinnerungen. Dann spricht er mit geziemender Ehrfurcht von dem schönen Paar, das Herr Béjard und Fräulein Regina bilden, das erweckt in ihm allerlei allegorische Bilder und läßt ihn an die Schönheit denken, die dem Aufschwung des Genius ihren Beistand leiht. Derartige poetische Anstrengungen machen begreiflicher Weise warm und wirken stark anregend auf den Appetit, es ist deshalb ganz natürlich, daß der begeisterte Lobredner die Abwesenheit des Herrn bemerkt, um sich am Buffet reichlich durch Speise und Trank zu stärken.

Die Stimmung der Gesellschaft wird von Tanz zu Tanz lebhafter. Die drei Kommiss, die einigen Töchtern mit Glücksgütern nicht gefegneter Beamten, gegen die die Dobouziez Verpflichtungen haben, vorgestellt worden sind, entledigen sich gewissenhaft ihrer Anstandspflicht, und da diese jungen Mädchen nicht minder hübsch, aber ein gut Theil liebenswürdiger als die unnahbaren Erbinnen sind, so erachten sich die Federhelden ebenso glücklich wie die Béjards, Saint Gardiers und Konforten. Die auffällige Aufmerksamkeit, mit der Béjard sich um Fräulein Dobouziez bemüht, verfehlt nicht die Mütter zu beunruhigen, die auf den Rheber für ihre Töchter oder auf die Tochter des Industriellen für ihre Söhne spekulieren.

Allgemeine Ueberraschung erregt es auch, daß der von Gina besonders ausgezeichnete Tänzer kein anderer ist, als der Getreidehändler Theodor Bergmans oder Door den Berg, wie ihn seine Freunde vertraulich nennen. Door Bergmans nimmt auf diesem Markt von Egoisten und Rückschrittlern durch sein geistiges Uebergewicht und die Weite seines Gesichtskreises eine ausgesprochene Sonderstellung ein. Er ist noch jung, kaum fünf und zwanzig Jahre alt, die man ihm obendrein noch nicht ansieht. Rassig, krafftrohend und vollblütig, eine hohe, achtunggebietende Figur, die die größten der hier anwesenden Männer um mindestens Haupteslänge überragt; schwarzblonde, leicht gewellte Haare, die sich über der breiten Stirn dicht und stark aufrichten; die tief liegenden Augen, deren Blick sich sanft und forschend zugleich auf Menschen und Dinge richtet, haben tiefblaue fast violette Pupillen, die im Wechsel der Gedanken tiefere oder hellere Farbtöne annehmen, wie ein Wasserspiegel unter dem Spiel der Wolken; die Nase ist stark entwickelt und unmerklich gebogen, den feingeknickten Mund mit dem leichten spöttischen Zug beschattet ein schneidiger Schnurbart, während einer jener Zwickelbärte, wie wir sie auf Frans Hals Porträts sehen, das Kinn schmückt, und die klare, volltönende Stimme durchzittert jener eindringliche Herzenston, der faszinierend auf die Menge wirkt und der mit dem ersten Wort der Rede die Seele der Hörer gefangen nimmt. Es ist eine jener Stimmen, denen eine zwingende Zaubermacht innewohnt und deren musikalischer Reiz Sinn und Inhalt der Rede erst in zweiter Reihe in betracht kommen läßt. Bergmans ist der Sohn eines kleinen Fischhändlers aus dem Krabbengäßchen, der mehr Aale als Häringe und andere Seefische verkaufte. Der ständige Aufenthalt in dem mit Fischvorräthen gefüllten Keller und das Leben in der mit Jod und Brom geschwängerten Luft hat gewiß sein Theil dazu beigetragen, ihm die frische, naturwüchsigte Gesundheit zu geben, die eine berechnete Eigenthümlichkeit der Schiffer und Fischer ist. In der Bürgerschule, die ihm die Eltern auf den Rath der Kunden, denen der gewedde Sinn des klugen Jungen auffiel, besuchen ließen, befehligte er sich eines jammervollen Betragens, dafür brachte er aber alle Preise mit nach Haus. Er zeichnete sich vor allen durch ein untrügliches Gedächtniß aus, machte die besten Vorfälle und deklamirte wie ein Schauspieler. Als er einmal das flämische Theater besucht hatte, war er von Stund' an ein begeisterter Anhänger der niederländischen Sprache, der wahren Mundart seines Volkes. Mit fünfzehn Jahren ließ er ein Theaterstück eigener Mache aufführen, in einem im Tunnel der alten „Fleischhalle“ aufgeschlagenen Kasperl-Theater, das sich des Besuchs des jungen Volkes der in dem Stadtviertel wohnenden Schiffsbauer und Muschelhändler zu erfreuen hatte. Nachdem er die Bürgerschule durchgemacht hatte, hing er das Studium an den Nagel, in der Ueberzeugung, sich ohne Lehrer weiterbilden zu können. Er trat ins väterliche Geschäft ein, und seinem liebenswürdigen Wesen, seinem schlagfertigen Witz und seiner verständigen Art, die Leute zu nehmen, gelang es unschwer, den Kundenkreis wesentlich zu vergrößern. Im Kleinbürgerthum stand damals, wie heute,

Vereinsmeierei in üppigster Blüthe, politische und musikalische Gesellschaften, Vereine der Taubenfreunde und Gott weiß von was sonst noch schossen wie Pilze aus der Erde. Bergmans, der schon auf der Schule auf seine Mitschüler unwiderstehlichen Einfluß ausgeübt hatte, brauchte nur einem dieser Vereine als Mitglied beizutreten, um nach kurzer Zeit schon auf einhelligen Beschluß zum Vorstehenden ernannt zu werden. Seit damals zog ihn die Politik mehr und mehr in ihren Bannkreis. Es war eine weitausschauende Politik, die er vertrat, eine Politik, die sich auf die Bedürfnisse des Volkes gründete und die sich in erster Linie dem Charakter, den Sitten und Lebensgewohnheiten der heimischen Klasse anpaßte. Die Bewegung, die die Wiedererweckung des nationalen Gedankens im Auge hatte, war durch seine Initiative ins Leben gerufen worden und sicherte ihm die Heerfolge der gesammten flämischen Jugend. Aber über den weitgesteckten Zielen vergaß er auch die Sorge für seine materielle Zukunft nicht. Das Glück war ihm dabei überaus günstig.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Pflanzen, welche die Jagd ausüben. (Schluß.)

In Deutschland besitzt die Venus-Fliegenfalle eine Verwandte, die gleich ihr den Insektenfang betreibt und auch in derselben Weise. Es ist dies die Aldrovandia, ein zartes, frei schwimmendes Wasserpflänzchen, dessen Wohnsitz kleine Teiche und Tümpel bilden. Die Fangmethode der Aldrovandia ist fast die gleiche wie die der Dionaea, nur ist letztere ein Land- und jene ein Wasser-rauber. Ihre Beute besteht aus kleinen Wassertierchen, hauptsächlich Eißwasser-Krebschen niedlichen Genres, um die die beiden Blatthälften, sobald sie dieselben nur im geringsten berühren, unverzüglich zusammenklappen. Ueber die Art der Verdauung bei der Aldrovandia sind wir noch nicht genau unterrichtet, ja es steht noch nicht einmal fest, ob überhaupt die Aufnahme eines Verdauungsstoffes stattfindet. Das portugiesische Thaublatt (Drosophyllum) gleicht in seinem Jagdverfahren dem Samenthan, und auch das gemeine Fettkraut (Pinguicula vulgaris) sondert aus seinen Drüsen einen klebrigen Schleim ab, mittelst dessen es sich seiner Opfer versichert, worauf sich der Rand des zungenförmigen Blattes um das gefangene Thier herumrollt. Noch immer erscheint es nicht völlig klar, wie die dem Zwecke des Thierfanges dienenden Bewegungen der eben geschilderten Pflanzen zu stande kommen. Zweifellos sind es Reizbewegungen, die durch gewisse Einflüsse — die Berührung eben der Insekten — ausgelöst werden. Vermuthlich spielt hierbei die durch den Reiz hervorgerufene Veränderung im Zellinhalt der Gewebe der Pflanze, der Wechsel der Spannung, eine Rolle, es läßt sich aber auch annehmen, daß bei der Fortpflanzung des Reizes elektrische Ströme im Spiele sind, als deren Träger — da Nerven und Muskeln bei der Drosera fehlen — lediglich das lebende Protoplasma der Zellen anzusehen ist. Ein bloßer mechanischer Reiz genügt durchaus nicht, um alle geschilderten Erscheinungen hervorzurufen. Wind und Platzregen bringen durchaus keine Einwirkung auf die Tentakeln des Samenthans hervor, und betrügt man die Pflanzen mit einem festen Körperchen, etwa einem Glassplittchen, so wird der Gegenstand wohl zunächst von den Fangwerkzeugen eingefasloffen, aber bald und ohne, daß auch nur ein Verdauungsprozeß versucht worden ist, wieder freigegeben.

Bei den bloßen „Trappern“ und „Fallenstellern“ kommen solche selbständige Bewegungen der Blätter nicht vor. Die Mittel, deren sie sich bedienen, ihre Beute zu erlangen, bestehen lediglich in der Auslegung von Fallen, in denen sich Insekten und andere kleine Thiere zu fangen vermögen. Als solche Fallen erscheinen uns besonders, dem Insektenfang dienende Organe der Pflanze, deren seltsame Einrichtung es den begehrten Thieren wohl ermöglicht, hinein-, aber nicht wieder herauszukriechen. Wie alle „Fallensteller“ bedürfen die Pflanzentrapper oder Trapperpflanzen eines Lockmittels, um ihre Opfer anzulocken. Dazu dient ihnen in vielen Fällen die schöne Farbe oder auffällige Form des Fangorgans oder auch die Ausscheidung eines süßschmeckenden Saftes, nach dem viele Insekten besonders lüftern sind. Letzteres ist der Fall bei Sarracenia Drummondii, der die hohlen, schlauch- oder trichterförmigen Blattstiele als Fangapparate dienen. Das kleine Blatt sitzt auf den Blattstielen, den Trichtern, gewissermaßen als Deckel auf und schützt die Schläuche vor dem Hineinbringen des Regens. Die prächtige Färbung des oberen Theiles der Schläuche, die denselben fast als eine schöne Blüthe erscheinen läßt, wirkt ebenso verlockend auf die umherfliegenden Insekten, wie die an der Mündung des Trichters ausschweifenden Honigtropfen, die beständig in den Grund des Schlauchs hinabstürzen. Gelangen nun Insekten auf die schlüpfrigen Stellen, wo der Honig zur Ausscheidung gelangt, dann rutschen sie in das Innere der Röhre hinein, die sie, wenn einmal darin, nicht wieder verlassen können, da das Innere mit zahlreichten nach abwärts gerichteten Haaren besetzt ist, so daß die Gefangenen wie bei einer in derselben Weise konstruirten Rauschfalle die

Mäuse, wohl hinein, aber nicht wieder heraus können, da sie von den Spitzen der Haare zurückgehalten werden. Die reichlich zur Ausscheidung gelangende Verdauungsflüssigkeit macht ihrem Leben bald ein Ende, sie werden bis auf die harten Chitintheile zerseht und aufgesaugt. Bei einer verwandten Art (*Sarracenia purpurea*) breiten sich die kammförmigen Blätter auf dem Boden aus, um friedendes Gethier aufnehmen zu können, auch halten ihre Trichter das Regenwasser nicht ab, sondern fangen es im Gegentheil auf; die Schläuche sind zum Theil damit angefüllt und das Ende der gefangenen Insekten tritt durch Ertrinken ein. Die Jagdbeute der *Sarracenia* ist oft eine so überaus reiche, daß die Vögel bei ihnen zu Gaste gehen und sich einen Theil der Gefangenen ohne Dank und Bescheidenheit aneignen.

Die Schläuche der *Darlingtonia californica* sind schwach gekrümmt und halten die Oeffnung nach unten gerichtet, weshalb ebenfalls kein Regen eindringen kann. Der Wassererschlauch (*Utricularia vulgaris*) treibt seinen Sport im Wasser, indem er frei umherschwimmt. Seine Fangapparate bestehen in an den Blättern sitzenden, die Form niederer Sühwassertrebse täuschend nachahmenden Bläschen, die mit einer Art Mundöffnung versehen sind, die wiederum eine Ober- und Unterlippe aufweist und die von borstigen Haaren umgeben ist. Die Oberlippe bildet eine elastische, gleichsam vor der Oeffnung ausgespannte Klappe. Mit Leichtigkeit schiebt sich diese zurück, sobald ein Insekt dagegen stößt, nach außen öffnet sie sich dagegen nicht, und was einmal in die Blase gelangt ist, bleibt darin gefangen, bis es zu Grunde geht. Oftmals vergeblich 3—6 Tage, ehe die armen Opfer durch Hunger und Erstickung den Tod gefunden haben und nur für die Pflanze ausgesaugt und nutzbar gemacht werden.

Im Besitz der auffälligsten und eigenthümlichsten Fangapparate befinden sich aber die in den Ländern des Indischen Ozeans heimischen berühmten Kammepflanzen (*Repenthes*). Die ansehnlichen Blätter der eigenthümlichen Kletterpflanze laufen an der Spitze in lange, um Baumzweige geschlungene Ranken aus, von denen das Fangorgan, ein großes hohles Gebilde von kug- oder kammähnlicher Gestalt, senkrecht herabhängt. Die außen vielfach schön gezeichneten Gefäße sind mit einem Anhängel versehen, das einen förmlichen Deckel bildet, der indessen einen Verschluss der Kammern nicht herbeizuführen vermag. Das Lockmittel bilden auch hier der schöngefärbte Rand des Gefäßes und ein süß schmeckender Honigsaft; im Begriffe, sich des Nektars zu bemächtigen, gleiten die Thiere vom Rande der Kamme ab und ertrinken, ebenfalls durch einen Kranz von Haaren mit abwärts gerichteten Spitzen am Wiederherauskommen verhindert, in der Flüssigkeit, die die Kamme enthält und die von den im unteren Theile befindlichen Digestionsdrüsen in großer Menge ausgeschieden wird. Die Füllung besteht aber nicht die Fähigkeit, zu verdauen, erst durch den Reiz des hineinsinkenden Insektes wird die Ausscheidung des die Verdauung vermittelnden Sekrets herbeigeführt. Bemerkenswert sei noch, daß es sich bei den Kammern der *Repenthes*-pflanzen zum Theil um recht ansehnliche Gefäße handelt, die selbst ein Besucher des Münchener Hofbräuhauses nicht verachten würde. Erreichen doch manche eine Länge von mehr als 30 Centimeter bei einem Durchmesser von 6—7 Centimeter, so daß selbst Vögel in die oft mehr als zur Hälfte gefüllten Kammern hineingerathen und in der Flüssigkeit ihren Tod finden.

Zum Schluß noch einige Worte über die Bedeutung der Insektennahrung für die „die Jagd ausübenden“ Pflanzen. Durch zahlreiche angefertigte Versuche ist der Nachweis geliefert, daß die animalische Nahrung für die Insektenfänger nicht, wie man früher annahm, ein unabweisbares Bedürfnis ist. Soweit zu übersehen, können sie auch ohne Fleischnahrung recht gut zu bestehen; doch verleiht die Aufnahme von Insektennahrung den Exemplaren, die hierzu Gelegenheit haben, ein nicht unbedeutendes Uebergewicht über die am Fang verhinderten Individuen. Nach den Versuchen von Francis Darwin, des Sohnes des berühmten Naturforschers, entwickelten sich mit Fleischnahrung versehene Droserapflanzen weit kräftiger als die ohne solche gelassenen. Einige Insektivoren waren übrigens schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt, der Amerikaner Ellis erwähnte sie bereits in einem Briefe an Linné, die allgemeine Aufmerksamkeit wurde jedoch erst durch Darwin's Werk über die insektenfressenden Pflanzen auf den interessantesten Gegenstand gelenkt. —

S. R ö m e r.

Kleines Feuilleton.

—o— Herr oder Meister? Der alte Maler erzählte: Ich befand mich damals in jener seligen Bräutigamsstimmung, in der man jede Thorheit für etwas Bedeutungsvolles, Sinnreiches hält. Und das hat auch etwas für sich. Na, ich wollte meiner Frau den Gefallen thun, die Hochzeit so feierlich wie möglich zu machen. Ich ging also zum ersten Pastor der kleinen Stadt, in der meine Braut wohnte und in der ich meine Malerwerkstatt und Anstreicherei einrichten wollte und verlangte eine Trauung. Ich muß sagen, der Pastor war ein gemüthlicher alter Herr. Er kam in seinem Hansrod in das Amtszimmer und redete mich immer „lieber Sohn“ an. Auch recht lebenslang war er. Er warnte mich, die Hochzeit gar zu sippig zu machen. Das wäre nur Prahlerei und widerspreche der christlichen Einfachheit. Ueberdies sollte ich mein Geld nur recht zusammenhalten. Junge An-

fänger müßten sehr vorsichtig mit ihrem Gut umgehen! Auch wäre es keine Ehre, seine Verhältnisse ehrlich zu bekennen. Und demüthige Arme wären der Kirche lieber, als prozige, trohige Reiche. „Denn es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Himmelreich komme.“

Ich freute mich, so einen vernünftigen Pastor getroffen zu haben, der mir nicht die theuerste Trauung aufdrängte. Als ich nun meine Speisen erlege, fragt er mich so obenhin: „Soll ich Sie Herr oder Meister anreden?“

„Natürlich Herr,“ antworte ich ohne Hintergedanken.

„Dann müssen Sie drei Mark mehr zahlen!“ meint er salbungsvoll.

„Ja, dann wäre ich ja ein Reicher!“ sag' ich drauf. „Und ich will das doch nicht gerne sein, dieweil ich ins Himmelreich möchte.“ Streich mein Geld wieder ein und mache mich davon. —

Literarisches.

k. Eine neue Sammlung Buddhistischer Manuscripte ist kürzlich dem asiatischen Museum der russischen Akademie der Wissenschaften durch den russischen Generalkonsul Petrowsky in Kaschgar zugegangen. Die Manuscripte sind theils im Sanskrit geschrieben, theils in einer bis heute unbekanntem Sprache. Zwei datiren aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Sie sind auf lange Rollen geschrieben, die aus der Rinde einer Birke geschnitten sind. Außerdem hat das Museum noch zwei alte Manuscripte mit ganz unbekanntem Buchstaben von einem schwedischen Missionar in Kaschgar gekauft. —

Erziehung und Unterricht.

t. Einen neuen Apparat für den Blindenunterricht stellte Dussand der Pariser Akademie der Wissenschaften in der ersten Oktober Sitzung vor. Der Apparat soll Blindgeborenen die Möglichkeit geben, sich eine Vorstellung von den Bewegungen der belebten und unbelebten Wesen in der Außenwelt anzueignen, z. B. über den Flug der Vögel, über das Branden der Meereswogen, das Auf- und Niederschwanzen von Baumzweigen u. s. w. Der Apparat besteht aus einer Anzahl Reliefs, die einen beweglichen Gegenstand in seinen verschiedenen aufeinander folgenden Stellungen abbilden, diese sind alle von gleichem Durchmesser und werden ähnlich den Anschütz'schen Augenblicksphotographien hintereinander auf einem Streifen befestigt, der unterhalb einer der Größe der Reliefs entsprechenden Oeffnung vorüberbewegt wird. Der Blinde soll nun, indem er die Spitzen seiner Finger auf diese Oeffnung legt, die Bewegung des versimmbildlichen Gegenstandes kennen lernen, da er die Empfindung empfängt, als ob ein einziger Gegenstand fortwährend unter seiner Hand vorüberliefe. —

Kulturgeschichtliches.

gk. Ueber die Koralle im Alterthum macht Salomon Meunach einige interessante Mittheilungen. Die Koralle ist schon seit dem 5. Jahrhundert vor Christi den Griechen bekannt. Bei Griechen und Römern fand sie aber nur selten Verwendung. Die östliche Gegend Galliens, besonders das Departement der Marne, ist das einzige Land, in dem man eine große Zahl von Bronzegegenständen mit Korallen Schmuck findet. Sie gehören aber einem sehr beschränkten Zeitraum an, der etwa in das 4. Jahrhundert und den Anfang des 3. vor Christi zu fallen scheint. Später, zur Zeit Cäsar's und der römischen und fränkischen Herrschaft in Gallien findet man keine Korallen mehr. Die Erklärung dieser Thatsache wird schon von Plinius nahe gelegt und durch eine zeitgenössische griechische Arbeit über die Anschiffung des rothen Meeres bestätigt. Im dritten Jahrhundert begann nämlich eine so große Nachfrage nach Korallen, daß alle Korallenfischereien Galliens, besonders die der Iberischen Inseln, von dem griechischen Handel ausgebeutet wurden, der seine Produkte von Marseille nach Alexandria, und von da nach Indien brachte. Dort tauschten die Griechen für die Korallen Perlschnüre und Spezereien ein. Bald war der Korallenreichthum Galliens erschöpft, und an ihre Stelle trat das Email. —

Aus der Urzeit.

— Vor etwa 40 Jahren fanden Bauern im Gouvernement Cherson ein großes fossiles Vogelei, das die Straueneier an Länge und Breite noch etwas übertraf. Nachdem es mehrfach den Besitzer gewechselt hatte, wurde es endlich verschiedenen wissenschaftlichen Anstalten Rußlands für den Preis von 1000 Rubel zum Kauf angeboten. Professor Alexander Brandt in Charlow erhielt die Erlaubniß, einen Gipsabguß herzustellen und veröffentlichte auch eine Beschreibung des Eies. Da aber der Preis zu hoch war, so nahm man von dem Anlauf Abstand, und das Ei kam wieder in die Hände seines letzten Besitzers, der es für eine geringere Summe nicht hergeben wollte. Er bewahrte es längere Zeit auf, bis es endlich durch irgend einen Zufall in viele Stücke zerbrach. Nun wurden wenigstens die Trümmer für die Wissenschaft gesichert; sie kamen in das Petersburger Museum, wo man sie, so gut es ging, wieder zusammensetzte. W. v. Nathusius, der ein Stückchen zur mikroskopischen Untersuchung erhalten hatte, fand, daß der Bau der Schale sich nicht von dem der Eier des afrikanischen Straußes (*Struthio camelus*) unterschied und schloß daraus, daß das Ei von einem

zur Gattung Struthio gehörigen Vogel herkommen müsse. Brandt hatte jedoch wegen der Größe des Eies schon einen neuen Gattungsnamen eingeführt und das unbekannte Thier Struthiolithus chersonensis genannt. Vor kurzem ist nun von einem Chinesen in einem kleinen Dorfe Nordchina's ein zweites in Größe und Gestalt mit dem in Rußland gefundenen fast völlig übereinstimmendes Ei ausgegraben worden. Der Finder brachte es dem ihm bekannnten amerikanischen Missionar Sprague in Kalgang (etwa 25 Meilen nordwestlich von Peking), und dieser ließ es nach Amerika bringen, wo es augenblicklich im Museum für vergleichende Zoologie zu Cambridge, Mass., aufbewahrt wird. Nach einer von Herrn C. R. Eastman ausgeführten Messung ist die Längsachse des Eies 18 Ztm., die Querachse 14,75 Ztm., der Rauminhalt 1897 Kubitzentimeter. Bei dem russischen Ei von Struthiolithus sind die entsprechenden Zahlen 18 Ztm., 15 Ztm., 2075 Kubitztm., beim Ei des afrikanischen Straußes 16,4 Ztm., 13,40 Ztm., 1424 Kubitztm. Weisläufig sei erwähnt, daß die Struthiolithus-Eier noch lange nicht die größten Vogeleier darstellen, die natürlich fossil, aufgefunden worden sind; die neuseeländischen Moa-Eier haben mehr als das Doppelte, und die Eier der Riesenvögel Madagaskars (Aepyornis) zum Theil sogar mehr als das fünffache ihres Rauminhaltes. Die Schichten, aus denen das chinesische Struthiolithus-Ei stammt, sind zweifellos diluvialen Alters. Für die viel behandelte Frage nach der Abstammung und Verwandtschaft des afrikanischen und des amerikanischen Straußes (Rhea), die einander sehr ähnlich sind, ist der Fund nach Eastman's Ansicht von Bedeutung, da er in der Kette von Fundorten fossiler Straußeneier (Samos, Indien, Neu-Mexiko) zwischen den heutigen Gebieten von Struthio und Rhea ein weiteres Glied bildet. — (Woff. Jtg.)

Aus der Pflanzenwelt.

— Als ein für unkultivirtes Moor sehr brauchbarer Baum wird der Lebensbaum, Thuja occidentalis, empfohlen. In „Vodenkultur und Wasserwirtschaft“ wird über denselben folgendes mitgeteilt: In ihrer Heimath Ostasien liebt die Thuja kalte sumpfige Lagen an Flußufern, sie erreicht unter günstigen Verhältnissen 1,4 Meter Durchmesser und 30 Meter Höhe. Das Holz ist weich und leicht, der Kern gelblich gefärbt, außerordentlich dauerhaft, frosthart und besonders gut geeignet für Schwellen, Zaunpfosten, Hopfenstangen, Obst- und Rebspfähle u. s. w. Sie ist ziemlich raschwüchsig und wenig empfindlich gegen bedeutende Beschattung. Für forstliche Zwecke ist die Thuja auch bei uns als Schutzholzart (Vorbau) bei Aufforstung sumpfiger Wiesen und Oedflächen zu empfehlen, da sie große Käse, Trodnis, Kälte und Hitze gut erträgt. Auch als Unterbauholzart sowie als Hauptholzart mit Erlen und Birken an sumpfigen Stellen und als Pionierholz auf Moorboden, wo sie in kleineren Versuchen selbst ohne Vorbereitung des Bodens durch Düngung und Entwässerung freudig wächst, während Birken verfaulen, ist sie sehr brauchbar. Die Thuja muß jedoch vor Nehen geschützt werden.

Technisches.

b. Der älteste Automat. Die naturwissenschaftlich-technische Zeitschrift „Mutter Erde“ bringt eine Abbildung des ältesten Verkaufsautomaten, der, wie die Meisten wohl zu ihrer Ueberzeugung vernehmen werden, bereits 2000 Jahre alt ist. Sein Verfertiger ist der berühmte Mathematiker und Physiker Heron, der um 100 v. Chr. in Alexandria wirkte. Sein Automat ist den heute benutzten überraschend ähnlich. Er hat die Form einer geschlossenen Wase, in deren Dedel sich eine Einwurfsöffnung für ein Geldstück (5 Drachmen etwa gleich 3 Mark) befindet. Sowie das Geldstück hinterher fällt, belastet es die eine Seite eines Hebels, dessen anderer Arm infolge dessen etwas gehoben wird, und dadurch eine Ausflußöffnung für Wasser frei giebt. Das Wasser fließt nun eine kurze Zeit hindurch aus, bis das Geldstück von dem schräg stehenden Hebelarm herunter gegliitten ist, alsdann sinkt der andere Hebelarm wieder und verschließt dem Wasser den Weg.

Heron bestimmte den gewollt erkonnenen und in seiner Einfachheit von großer Genialität des Erfinders zeugenden Apparat dazu, in der Vorhalle eines Tempels aufgestellt zu werden; dort konnten die Gläubigen gegen das zum besten der Götter und ihrer lieben Diener, der Priester geleistete Opfer von 5 Drachmen Wasser zur symbolischen Händewaschung erhalten, um das Gotteshaus als „Heine“ zu betreten. Arme Leute konnten sich diese Ausgabe freilich nicht leisten, und daraus ist es wohl mit zu erklären, daß dieser älteste Vorläufer unserer modernen Verkaufs-Automaten so vollständig in Vergessenheit gerathen konnte. —

— Das Fuhrwerk der amerikanischen Landwirtschaft. Die amerikanischen Ackerwagen unterscheiden sich in augenfälliger Weise von den unsrigen. Nach Hr. Oetken tragen diese während des größten Theiles des Jahres etwa zwei Fuß tiefe, geräumige Kasten, die durch hinzugesetzte Bretter leicht noch vergrößert werden können. Vorn auf dem Kasten befindet sich gewöhnlich ein auf Federn ruhender, bequemer Kutschersitz. Die Kasten dienen auch zum Transport von Dünger. Ist die Erntezeit gekommen, so werden die Kasten ohne Mühe durch ein hebelartiges Instrument von dem Fahrgestell abgehoben und an ihre Stelle große, breite Gestelle aufgebracht; diese sind vorn und an den Seiten mit hohen Pfosten besetzt, fassen oft mit großen Füllgeln bezw. Wogenstücken weit über die Ränder und ermöglichen so die Aufnahme einer sehr starken Ladung. Die Wagen sind

meistens ohne Federn, nur die für besonders schwere Lasten bestimmten mit Federn gebaut. Zum Erdbefahren werden meist zweirädrige Karren verwandt, die beim Abladen nach hinten umgeklippt werden. Neben diesen direkt im landwirtschaftlichen Betriebe zur Verwendung gelangenden Fahrzeugen findet man auf jeder größeren Farm auch einen sog. Vergnügungs- oder Geschäftswagen, der zu Reisen und Vergnügungsfahrten benützt wird. Zu den am meisten verbreitetsten Arten gehört einmal der Springwagen (Federwagen) und der bedeutend leichter gebaute Buggy, ein auf vier hohen Rädern ruhendes Gefährt. Die Amerikaner verstehen es wie kein anderes Volk, das Eisen in leichten, elastischen Stahl zu verarbeiten und ihr Eichen-, Eichen-, Ulmen- und Eichenholz so zu behandeln, daß es in geradezu unglaublich dünnen Stücken sowohl im Wagen- wie auch im Maschinenbau Verwendung finden kann. Die Folge davon ist nicht nur die größte Leichtigkeit, sondern auch bedeutende Ausdauer und hohe Tragfähigkeit der Gefährte. —

Humoristisches.

— Durch die Blume. Der geizige Rentner Huber sitzt gewöhnlich stundenlang bei einem einzigen Glase Bier. Das ärgert die festsche Kellnerin, und sie bringt ihm eines Abends zugleich mit dem bestellten Schoppen einen Eßlöffel.

„Ja,“ fragt Huber erstaunt, „zu was brauch' ich denn einen Löffel, Resi?“

„Ich hab' halt glaubt,“ versetzte diese, „der Doktor hätt' dem Herrn einen Eßlöffel Bier alle Stund' verschrieben, weil er schon die ganze Woche jeden Abend bei mir einem Krügel Bier dastyt.“ —

— Wie Du mir, so ich Dir. „Pui, Ella, mir meinen Kasimir abspenstig machen zu wollen!“

„Nun, hast Du mir's nicht so mit Wladimir gemacht? So wie Du Wladimir, so ich Kasimir!“ —

— Das letzte Mal. Frau A.: „O, Adolar, erinnerst Du Dich noch an den Abend, wo Du um meine Hand anhieltest? Erinnerst Du Dich, wie ich dastand und vergebens nach Worten suchte?“

Herr A.: „Ob ich daran denke! Es war ja das letzte Mal, daß ich Dich so sah.“ —

(„Meggendorf. hum. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Vom Wetter laufen aus vielen Gegenden Nachrichten ein. In Ost- und Westpreußen, Posen und Pommern herrschte in den letzten Tagen scharfer Frost und anhaltendes Schneetreiben. Auch in Westdeutschland ist bereits Schnee gefallen. In Wien, in Triest, Krain und Steiermark, ebenso in Paris und an der französischen Westküste gingen heftige Gewitterstürme nieder. Die englischen Meteorologen erwarten für England einen besonders kalten Winter. Einer prophezeit, daß die Themse und wahrscheinlich auch die Seine im Januar und Februar zufrieren, und Schneestürme über das Land segeln werden. Die kalte Welle werde sich von Anfang Januar bis Mitte Februar über Westeuropa ergießen. —

— In Schluß bei Lüderitz sind zwei allein gelassene Kinder im Alter von einem und drei Jahren erstickt. Die Mutter hatte, bevor sie zur Arbeit ging, Wäsche zum Trocknen auf den geheizten Ofen gehängt. Als sie nach Hause kam, war die Wäsche völlig verkokt, und die Kinder waren ein Opfer des Qualms und Rauches geworden. —

— In Lipine (Schlesien) drohte ein Bergmann, seine Frau mit der Axt zu erschlagen. Ein Mann wollte ihn zurückhalten und erhielt einen Schlag mit der Axt auf den Kopf, der ihn die Hirnschale zertrümmerte. —

— An der holländischen Grenze wird seit Jahren ein umfangreicher Handel mit Honig getrieben. Infolge des ungünstigen Ausfalles der Honigernte in Deutschland und der billigen Preise in Holland treffen jetzt täglich ganze Wagenladungen mit Honig beziehungsweise mit lebenden Bienen auf den Stationen Salzbergen, Meynen und Lingen ein. —

— In Mühlheim fand eine schwere Gasexplosion statt, wobei das gesamte Mobilien eines mehrstöckigen Hauses vernichtet wurde. Die Innenwände wurden zertrümmert; mehrere Personen wurden verletzt, darunter zwei schwer. —

— Aus Eifersucht erschöß in Augsburg ein Schuhmacher seine Braut und verlegte sich darauf selbst durch mehrere Messerstiche lebensgefährlich. —

— Der Hoangho hat wieder seine Deiche durchbrochen und die Gegend nördlich vom Gebirge von Anshan weithin überschwemmt. Die Mandarinen sind der dadurch hervorgerufenen allgemeinen Noth gegenüber machtlos. —

— Bei Kullagine im Nordwesten der Kolonie Westaustralien, sollen reiche Diamantensunde gemacht worden sein. Kullagine liegt im Pilbarra-Goldfelder-Distrikt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 23. Oktober.